№ 1 Neue Gartenlaube. 1897

Beilage zum „Danziger Courier“.

Entführt.

Roman frei nach dem Amerikanischen von Th. von Horix.

I. [1]

Patriz Dunkan, ein Mann in den besten Jahren und Irländer von Geburt, war gleich so vielen seiner Mitbürger nach dem fernen Westen Amerikas ausgewandert, um dort das Glück und das Vermögen zu suchen, das ihn in der Heimat so beharrlich gemieden. Die amerikanische Regierung hatte ihm eine Strecke Erde in dem noch ziemlich wilden Lande angewiesen, wo er sich zunächst eine Hütte baute, um sich, seine Familie und ein ihn begleitendes Mädchen vor dem Einfluß der Witterung und vor den Angriffen wilder Tiere zu schützen und ging dann mit frischem Mut daran, das ihm gehörende Erdreich zu bebauen. Als er eines Morgens die Arbeit wieder begann, war er sehr erstaunt, ganz in der Nähe wuchtige Axtstreiche zu hören. Er verfolgte die Richtung, aus der das Geräusch zu kommen schien, und bemerkte bald einen Mann, der eben damit beschäftigt war, einen der größten Bäume des kleinen Gehölzes zu fällen. Patriz näherte sich dem Holzhacker bis auf wenige Schritte und rief dann.

„Was machen Sie denn da?“

Der so Angeredete setzte ruhig seine Arbeit fort und schien den Neuangekommenen gar nicht zu bemerken.

„Ich frage, was Sie da machen?“ wiederholte Patriz.

„Sie sehen es ja.“

„Ob ich es sehe!“

„Warum fragen Sie denn?“

„Um Ihnen zu verbieten, fortzufahren! Diese Bäume gehören mir, denn sie stehen auf den Ländereien, die mir die Regierung zugeteilt!“

Der Unbekannte warf einen langen Blick auf den Sprecher, zuckte mit den Achseln und hackte dann weiter, ohne ein Wort zu antworten.

Es war dies einer jener Männer, welche die Amerikaner squatters nennen; diese streifen längs der Küste in den noch nicht ausgehauenen Wäldern und fällen diejenigen Bäume, deren Holz oder Saft ihnen am kostbarsten scheint, unbekümmert darum, ob sie einen rechtmäßigen Eigentümer haben oder nicht. Von den gefällten Stämmen bilden sie dann Flöße, mit denen sie zu den hauptsächlichsten Städten der Union schiffen, wo sie gewiß sind, Käufer zu finden. Diese Holzhauer sind gewöhnlich solche Leute, welche



Viktor Tilgner †.

infolge irgend eines Verbrechens von der menschlichen Gesellschaft längst ausgestoßen wurden, sie leben von der Hand zum Munde und kennen kein andres Gesetz, als ihre Laune. Finden sie einen Ort, der ihnen gefällt oder dessen Behauung ihnen vorteilhaft scheint, so bauen sie sich eine elende Hütte und bleiben so lange, als sie dort einträgliche Arbeit finden.

Patriz Dunkan wußte nicht, mit welcher Art Menschen er zu thun hatte und wiederholte seine Aufforderung.

Der Squatter ließ seine Hacke sinken, und betrachtete einen Augenblick lang den Irländer; dann fragte er mit rauher Stimme:

„Woher kommst Du denn, Freund?“

„Das geht Sie nichts an; wenn Sie meine Eigentumspapiere sehen wollen, so werde ich sie Ihnen zeigen.“

„Ich frage Dich, woher Du kommst?“

Dunkan wurde böse:

„Potztausend, ich bin nicht hier, um Ihre Fragen zu beantworten; ich bin hier, um Ihnen zu sagen, so schnell wie möglich fortzugehen.“

Der Squatter runzelte die Stirn; ein Blitzesstrahl des Zorns leuchtete in seinen Augen auf; alsbald aber seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wieder aufnehmend, sagte er:

„Wenn Du nicht ein erst kürzlich gelandeter Europäer wärst, so hättest Du diesen Satz nicht ungestraft ausgesprochen. Geh' jetzt zu Deinen Freunden zurück und sage Ihnen, daß Du den Graubär gesehen, und dann folge ihrem Rat.“

„Und wer ist denn das?“

„Ich bin der Graubär.“

„Nun, Herr Bär, Sie mögen schwarz oder grau sein, so machen Sie mir nicht bange; ich habe es schon mit noch andern aufgenommen.“

„Donnerwetter,“ rief der Holzhauer und schwang seine Axt, dann aber plötzlich wieder ruhig werdend:

„Nein!“ sagte er, „ich will Dir nichts zuleide thun; folge meinem Rat.“

In diesem Augenblick fühlte Patriz zwei kleine Hände die seinige ergreifen. Es war Luzie, das kleine Mädchen, das mit ihm aus Europa gekommen.

„Was willst Du?“

„Ich folgte Dir, Vater, und als ich diesen Mann sein Beil erheben sah, da hatte ich Angst um Dich!“

„Gehe in die Hütte zurück, mein Kind!“

„Ich traue mich nicht allein; komm mit, dieser böse Mensch könnte Dir ein Leid zufügen.“

Patriz zauderte.

„Ich will," sagte er „dies kleine Mädchen keiner Gefahr aussetzen; ich will sie zurückführen; aber ich werde wiederkommen und dann Gnad' Euch Gott, wenn ich Euch noch hier antreffe!"

Der Squatter zuckte verächtlich mit den Achseln und murmelte auf französisch:

„Geh', mein Freund, wenn Du Deinen Freunden gesagt haben wirst, daß Du dem Graubär begegnet bist, so werden sie Dir schon raten, ihn in Ruhe zu lassen."

„Was brummt dieser Wilde?" sagte Patriz.

Luzie hatte verstanden und übersetzte den Satz.

„So, Du kannst französisch?"

„Ja."

„Wie kommt es denn, daß es Dein Vater nicht kann?"

„Er ist nicht mein Vater."

„Ach, Freund, Du bist also auch Kinderräuber? Das ist übrigens nichts Merkwürdiges: wir bekommen hier nur den Auswurf der europäischen Gesellschaft. Und das sind die Leute, die Bildung in der Wüste verbreiten sollen, die uns wie Wilde betrachten und uns auch so behandeln wollen."

Patriz drehte sich um.

„Hören Sie mich jetzt auch, Herr Graubär! Es ist mir ganz gleich, welche Meinung Sie von mir haben oder von den Auswanderern im allgemeinen; aber ich kann mich nicht Kinderräuber nennen lassen. Diese Kleine ist das Opfer ich weiß nicht welch' schrecklicher Verschwörung; sie ist ihrer Familie geraubt und einem Auswanderer übergeben worden, der es beim Ausschiffen in Amerika verlassen sollte. Das Unglück des armen Wesens hat mich gerührt, ich habe es aufgenommen und ich habe geschworen, es zu lieben und zu erziehen, wie mein eigenes Kind. Und doch bin ich arm und die Zukunft ist mir ungewiß. . . ."

„Das hast Du gethan?"

„Ja, fragen Sie nur die Kleine selbst."

„Gewiß, es ist wahr," mischte sich das Mädchen ein.

„Du hast ihn also sehr gern, Kleine?"

„Ja, er ist so gut gegen mich! Deswegen hatte ich auch vorhin Angst, Sie würde ihm etwas zu leide thun."

„Gut", sagte der Squatter; „Du bist also nicht, für was ich Dich gehalten. Führe die Kleine zurück und komme dann wieder; ich werde Dich hier erwarten, um mit Dir zu plaudern."

Patriz that, wie er gesagt, und in der Hütte angekommen, erzählte er alsbald seinem Führer, was ihm begegnete.

„Das ist eine schlimme Nachricht" sagte dieser; „meiner Ansicht nach ist der Graubär nicht gerade ein böser Mensch; aber es wäre doch schlimm, einen Handel mit ihm anzufangen; denn er ist von herkulischer Stärke. Wie alle Squatters betrachtet er alle Ländereien längs der Grenze als sein Eigentum. Er muß schon viel Schmerz im Leben gehabt haben, denn er ist meist finster und so unzugänglich, wie der graue Bär, dessen Namen er trägt."

„Ich denke doch nicht, daß es schwer sein wird, ihn zu zwingen, mein Eigentum zu verlassen."

„Sie denken sehr falsch!"

„Wir zu fünf, sollten wir nicht mit einem fertig werden können?"

„Graubär ist nicht allein; er hat noch zwei Söhne und ist er von allen Squatters unterstützt."

„Was raten Sie mir also?"

„Hm! . . . Wollen sehen! . . . Es scheint, daß ihn die Geschichte Luzies besänftigt hat!"

„Ja, erstaunlich."

„Sein Vorschlag, Sie zu erwarten, zeigt selbst eine Meinung seinerseits, einen Vergleich mit Ihnen einzugehen."

„Ich will aber keinen Vergleich mit ihm! Er ist auf meinem Grund und Boden, und ich will, daß er ihn verläßt; das ist alles."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß es schwer, wenn nicht gar unmöglich sein wird, ihn zu zwingen. Wenn dieser Mann Ihr Feind wird, so vermag er alles gegen Sie und Sie nichts gegen ihn. Glauben Sie mir und suchen Sie vielmehr einen Vergleich; Sie haben mehr Land, als Sie je urbar machen können, und wenn Sie ihm ein kleines Stückchen davon abtreten, so machen Sie ein gutes Geschäft, die Freundschaft dieses Mannes ist kostbar. . . . Wollen Sie, daß ich in Ihrem Namen zu ihm gehe? Ich werde sehen, was zu machen ist."

„Ich sage nicht nein. Geht hin und thut Euer möglichstes. Ich nehme im voraus alles an, was bestimmt wird; denn ich weiß, daß ich auf Euch rechnen kann."

II.

Während der Führer nun zu dem Holzhacker geht und mit ihm unterhandelt, erscheint es geboten, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen und London aufzusuchen. Hier finden wir eine magere, abgehärmte Dame in einem reich ausgestatteten Gemach eines großen Hauses nachlässig auf einem Sofa liegen und sich Thränen aus den rotgeweinten Augen trocknen, während ein im besten Alter sich befindender Herr vor ihr steht, sie mit mitleidsvollen Blicken betrachtet und sagt:

„Helene! liebste Helene! warum immer diese Gedanken? Wird denn die Erinnerung nie aus Deinem Gedächtnis weichen?"

„Nie."

„Oh, ich verstehe; auch für mich ist diese Erinnerung fürchterlich — — — Sie könnte mich töten, wenn meine Pflichten und meine Beschäftigung mir nicht eine heilsame Zerstreuung zu bieten vermöchten. Aber Dich vermag nichts zu zerstreuen. Tag und Nacht foltert Dich dieser fürchterliche Gedanke. Du weißt gar nicht, Helene, wie sehr ich bei Deinem Anblick leide. Heute morgen sprach ich wegen Deines Gesundheitszustandes mit dem Doktor, und weißt Du, was er sagte? Sie müssen mit Lady Doverley reisen: ihre sonst so feste Gesundheit ist erschüttert durch den grausamen Verlust, den sie erlitten. Sie sollten mit ihr nach Italien gehen! Das Klima dieses schönen Landes, die Sonne dieser poetischen Gegend wird ihre Seele erwärmen und ihr die dazu nötige Thatkraft wiedergeben; die bezaubernde Landschaft, die hier aufgehäuften Meisterwerke jeglicher Kunst werden zu ihrem erhabenen Geist sprechen und ihre Gedanken in eine andre Richtung lenken."

„Italien ist ein reizendes Land, ich weiß es; früher erschienen mir in meinen Mädchenträumen Rom, Neapel und Venedig als die begehrenswertesten aller Wohnorte — aber jetzt würde mich diese herrliche Natur und alle Kunstschätze der Welt kalt lassen. Kann mir Italien meine kleine Marie wiedergeben?"

„Es thut mir sehr leid, Dich so sprechen zu hören, Helene, sollen wir uns nicht dem Willen Gottes unterwerfen? Italien kann Dir die Tote nicht wiedergeben, das ist wahr; allein es wird Dich zerstreuen und ich hatte gehofft, Du würdest einwilligen, für den zu leben, dessen ganzes Glück Du ausmachst?!"

„Vergieb, mein Harry," sagte die junge Frau, indem sie seine Hände ergriff, „ich verdiene nicht, daß Du mich so sehr liebst, wenn ich Dir nicht folgte. Gehen wir nach Italien! Ich kann abreisen, wann Du willst."

„Danke, o danke, meine Vielgeliebte! Oh, wie glücklich machst Du mich!"

„Wann werden wir reisen, Harry? Ich wollte, wir wären schon in Neapel."

„Noch ist die Hitze zu groß, um gleich hinzugehen; aber ich wünsche Dich doch baldmöglichst dem nebligen Klima Englands zu entreißen."

„Oh, ich sehne mich auch fort; die Luft hier erstickt mich!"

„Wie lange brauchst Du zu Deinen Reisevorbereitungen?"

„Zwei bis drei Tage."

„Nun gut, also in drei Tagen brechen wir auf, zuerst gehen wir nach Boulogne, von da nach Paris, und besuchen alsdann die hauptsächlichsten Städte Frankreichs; so kommen wir nach und nach an unserm eigentlichen Ziel an."

„Oh, Harry, Du bist gut, ja zu gut! Um Dich glücklich zu machen, will ich mich sogar bemühen, zu vergessen!"

Statt aller Antwort drückte der Lord einen Kuß auf die blasse Stirn seiner Frau; es giebt Gefühle, die sich besser durch einen Blick, als durch viele Worte ausdrücken lassen.

Am Abend desselben Tages stand das Zimmer der Lady Helene voll Schachteln und Koffer; alle Kammerzofen waren mit packen beschäftigt und sie selbst leitete dies Geschäft mit großer Umsicht. Der Lord lächelte; denn er hatte schon den Anfang seines Zweckes erreicht: Zerstreuung mildert den Schmerz.

Am folgenden Montag verließen sie London und schifften sich dann ein. Nach kurzer aber sehr stürmischer Ueberfahrt gelangten sie nach Boulogne, wo jedoch Lady Helene mehrere Tage krank liegen bleiben mußte infolge der ausgestandenen Angst und heftigen Seekrankheit. Nachdem sie wiederhergestellt und ihre Abreise auf den nächsten Tag festgesetzt war, las sie eines Abends die Zeitung, anfangs mit gleichgiltigen Zügen, plötzlich aber mit großem Feuer. Sie las mit großer Hast zwei bis dreimal die Stelle, welche sie besonders anzuziehen schien, ließ dann die Hände in den Schoß fallen und versank in tiefe Träumereien. Als ihr Mann wiederkam, fragte sie:

„Ist es weit von hier nach Blaricourt?"

„Ich weiß es nicht, meine Liebe."

„So bitte, erkundige Dich."

„Du sollst befriedigt werden."

Bei diesen Worten zog Lord Doverley die Klingelschnur. Ein Kellner kam.

„Wissen Sie, wie weit das Dorf Blaricourt liegt?" fragte ihn der Lord.

„Nein, mein Herr. Ich bin nicht aus dieser Gegend, aber der Wirt wird es wissen."

Er wurde gerufen und die Frage ihm vorgelegt.

„Blaricourt," antwortete er, „ist eine kleine Gemeinde sechs bis sieben Stunden von hier."

„Liegt der Ort an der Landstraße?"

„Nein, aber die Wege dahin sind sehr gut."

„Kann man in einem Tag hin und zurück?"

„Mit guten Pferden ist dies sehr leicht. Soll ich der gnädigen Frau einen Wagen bestellen?"

„Willst Du denn nach Blaricourt?" fragte der Lord erstaunt.

„Das ist mein höchster Wunsch."

„So hast Du wohl eine Freundin dort?"

„Ich kenne dort niemand."

„Ist denn etwas Außergewöhnliches dort zu sehen?"

„Ich denke nicht, Harry," versetzte die Lady lächelnd.

„Aber dann!"

„O, ich bin kindisch, ich weiß es. Es ist eine bloße Laune, ich bitte Dich aber recht inständig, befriedige meinen Wunsch!"

„Wenn es Dir Freude macht, so habe ich nichts dagegen. Herr Wirt, bestellen Sie einen Wagen für — — für wieviel Uhr, Helene?"

„Für acht Uhr."

Als der Wirt sich entfernt hatte, sagte der Lord:

„Wäre es wohl unbescheiden, Helene, Dich um die Erklärung einer Laune zu bitten, die mir ganz unbegreiflich ist?"

„Willst Du mich auch nicht auszanken, wenn ich Dir meinen Grund sage?

„Habe ich je mit Dir gezankt?"

„Nun, so lies diesen Artikel!" Und sie reichte ihm die Zeitung.

„Dies Kind," sagte der Lord, nachdem er gelesen, „ist einer großen Gefahr entgangen; aber ich sehe noch keinen Grund, warum Du das Dorf besuchen willst?"

„Harry, diese Geschichte hat mich tief gerührt. Dieses arme, kleine Mädchen, das fast von diesem abscheulichen Hunde wäre aufgezehrt worden, dieser alte Priester, der es mit eigener Lebensgefahr aus den Klauen des wütenden Tieres rettete und das arme Wesen alsdann im Zipfel seiner Soutane zurückbrachte; das alles hat einen nicht zu beschreibenden Eindruck auf mich gemacht. Ich will das Kind aufsuchen, ich weiß nicht, wie ich Dir meine Gedanken erklären soll."

„Ich sehe die Notwendigkeit ganz und gar nicht ein, wenn es Dir aber Freude macht, so wollen wir hingehen. Also morgen früh acht Uhr fahren wir weg."

Andern Tags nach elf Uhr des Morgens hielt im Dorfe Blaricourt eine prächtige Kalesche vor dem ersten Gasthof, der sich indes nur als eine elende Schenke erwies. Ein fein aussehender und vornehm gekleideter Mann stieg aus und half dann einer jungen Dame, mit der er alsbald den rauchigen Raum betrat, der gleichzeitig als Küche, Gastzimmer und Speisesaal diente.

Nachdem sie einige Augenblicke mit der Wirtin geplaudert, überschritten sie die Straße, lenkten in ein enges Gäßchen ein, das eine Anhöhe emporführte, und verschwanden hinter der Hecke. Sie waren von einem kleinen Jungen begleitet, der ihnen als Führer diente.

Sie waren noch keine zwölf Schritte weit gegangen, als eine große Anzahl Frauen nach dem Wirtshause eilten und dort, unter dem Vorwand, einen halben Liter Bier oder Branntwein zu kaufen, nur erfahren wollten, wer die Fremden seien, woher sie kämen, wohin sie gingen und was sie hierher führte. Es dauerte nicht lange, so wußte man, sie seien gekommen, um das Kind von Adele Barrot zu besuchen, und hätten lange Zeit mit Viktorine, seiner Amme, geplaudert. Die Dame habe die Kleine in ihre Arme genommen und bei ihrem Anblick geweint; die Fremden seien dann zu dem Pfarrer gegangen u. s. w., kurz, die unglaublichsten Geschichten kamen in Umlauf.

Bei dem Krämer erzählte man, die Unbekannten hätten das Kind gekauft.

„Kauft man denn Kinder?" rief eine Bäuerin entrüstet. „Dann sind es keine Christen."

„Wohl möglich," antwortete die erste Sprecherin, „es sind Engländer."

„Wenn es Engländer sind, so wundert mich nichts; denn die sind zu allem fähig."

„Ja," sagte die Krämerin, „aber wir verkaufen ihnen das Kind nicht; es gehört uns allen, da wir es angenommen haben. Gestern erst habe ich seiner Amme Viktorine ein Pfund Seife und ein Pfund Zucker gebracht. Wir brauchen keine Engländer, um die Kleine zu ernähren; es soll ihr nichts abgehen."

(Fortsetzung folgt.)



„Prosit Neujahr!" durch die grimme,
Kalte Nacht braust es dahin.
Ist's auch keine Himmelsstimme,
Liegt doch sehr viel Geist darin.

J. H.

Für Küche und Haus.

Einfache gekochte Mayonnaise. 2 Eigelb, 2 Löffel Wasser, 1 Löffel Weißwein, 1/2 Löffel Essig, etwas Salz und weißer Pfeffer werden gut durchgeklopft und unter beständigem Rühren im Wasserbad gequirlt, bis sich die Masse verdickt, dann kalt gestellt und dann 1—2 Löffel feinstes Provenceröl darunter gerührt, nach Belieben auch etwas Senf und feingewiegte Petersilie. Diese Mayonnaise ist für den Familiengebrauch sehr zu empfehlen.

Billiger Salat von Kartoffeln, Hering, Aepfeln und Gurken. Die Heringe werden gewässert, abgeschält, ausgegrätet und in kleine Würfel geschnitten, Milch und Rogen klein gehackt und in Essig gequirlt. Alsdann schneidet man von gekochten Kartoffeln Würfel und vermischt sie mit würflig geschnittenen Aepfeln, Gurken, kleingeschnittenen Zwiebeln und fügt Pfeffer, Essig (auch saure Sahne statt dieses) und Oel hinzu. Zum verzieren eignen sich besonders in Essig eingemachte Früchte, z. B. Kirschen, Pflaumen, Gurken.

Apfelbowle. Zu dieser vorzüglichen Bowle wählt man einige besonders feine, saftige Aepfel einer aromatischen Sorte, schält dieselben, befreit sie vom Kerngehäuse und schneidet sie in dünne Scheiben. Diese legt man in eine Terrine, bestreut und vermischt sie reichlich mit feingestoßenem Zucker und läßt sie so fest zugedeckt an einem kühlen Ort stehen. Danach gießt man ein Weinglas feinsten Rum oder Arak darüber, läßt denselben einige Stunden ziehen und fügt alsdann die nötige Menge Rhein- oder Moselwein hinzu, seiht die Bowle, nachdem sie mehrere Stunden gestanden hat, durch ein Sieb, damit die Aepfel zurückbleiben und trägt sie auf unter Hinzufügung einer Flasche Selterswasser.



Zu unsern Bildern.

Viktor Tilgner (Seite 1). Auch den hochtalentvollen Wiener Bildhauer Viktor Tilgner warf das rauhe Jahr 1896 am 16. April in ein allzu frühes Grab. Am 25. Oktober 1844 als Sohn eines Offiziers in Preßburg geboren, kam er noch sehr jung nach der österreichischen Hauptstadt. Schon als Schüler der Akademie, welche er später besuchte, wurde er mehrfach durch Preise ausgezeichnet. Die Büste Bellinis für das neue Opernhaus und die Statue des Herzogs Leopold VI. von Babenberg für das Arsenal gaben unzweifelhaft Zeugnis von seinem großen Talent. Diesen Werken folgten: Die Büsten der Tragödin Charlotte Wolter und Heinrich Laubes. Im Jahre 1874 erhielt er die große goldene Medaille. Die Büste Kaiser Franz' und der Kaiserin Elisabeth, ebenso die Statuen für das Wiener Historische und Naturhistorische Museum sind Kunstwerke ersten Ranges. Es würde zu weit führen, alle seine Werke zu nennen, erwähnt sei aber noch sein erstes monumentales Werk „das Mozartdenkmal", welches einen öffentlichen Platz Wiens schmückt.

Kindermund.





Die achtjährige Else: „Nein, Mama ist doch zu kokett, sie läßt mich immer noch in kurzen Kleidern gehen, nur, um nicht selbst so alt zu erscheinen."

Wissenstrieb.



Mutter: „Aber Kinder, was macht Ihr denn da nur mit Euren neuen Weihnachtsgeschenken?"
Sohn: „Mama, wir wollen blos mal sehen, ob das unzerreißbare Bilderbuch auch wirklich unzerreißbar ist."



Ernst und Scherz.

Warum haben die Neger so weiße Zähne? Diese Frage beantwortet Dr. Haffin, ein guter Kenner afrikanischer Verhältnisse, damit, daß die Neger auf ihre Zähne große Sorgfalt verwenden. Mindestens 45 Minuten täglich braucht der Neger zum putzen seiner Zähne. Am Morgen, wenn er aufsteht, und nach jeder Mahlzeit spült er sich den Mund sorgsam aus, und wiederholentlich reibt und putzt er seine Zähne mit trockenem Sand und einem Zahnstäbchen. Dieses, hergestellt aus einer Wurzel, ist sechs Zoll lang, von einer entsprechenden Dicke und an beiden Enden gekaut. Man bedient sich desselben, um die Zähne zu putzen und ihre Zwischenräume zu reinigen. Jeder Eingeborene besitzt sein eigenes Zahnstäbchen, doch benutzt er vorkommenden Falles auch das seines Nachbars. In manchen Häusern giebt es sogar Zahnstäbchen für gemeinschaftlichen Gebrauch, die an einer bestimmten Stelle vorzufinden sind. Unter den Negern herrscht übrigens die Ansicht, daß die Zahnstäbchen desto besser werden, je mehr sie gebraucht sind.

Unter Backfischen. Rosa: „O, es muß doch reizend sein, wenn einem ein Antrag gemacht wird, „ja" flüstern zu können!" Else: „Ach, schade nur, daß das Wort so kurz ist!"

Feine Wohnung. „Lieber Baron, Sie leben wirklich zu großartig." — „Ach, meine Gläubiger haben ja Geld genug." — „Ich fürchte aber, lieber Baron, Sie leben schon über die Verhältnisse Ihrer Gläubiger hinaus!"

Scherzfrage. Welcher Unterschied ist zwischen einem Studenten und einer Kerze.

Wenn die Kerze abgebrannt ist, geht sie aus, wenn der Student „abgebrannt" ist, bleibt er zu Hause.

Scherzrätsel

von J. H.

Längst wollt' ich, als ein Freund von Wein
Der Reblaus ein Vernichter sein,
Doch schwer war sie zu kriegen.
Jetzt kenn' ich eine große Stadt
In Deutschland, die sie in sich hat,
Dort werd' ich sie besiegen.

(Auflösung folgt in Nummer 3.)

Auch einen Grund. „Herr, schenken's mir was!" — „Warum bettelst denn, Kleine — hast Hunger?" — „Nein, aber der Vater hat Durst!"

Schrecklicher Entschluß. Soldat (der sich mit seiner Köchin entzweit hat): „Ich verlobe mich aber nicht wieder, und wenn ich verhungern muß!"

Begründete Furcht. Ein bekannter Bankier hatte einen jungen Mann seit Jahren in seinem Kontor, dessen Pflichttreue und Fleiß stets seine vollste Zufriedenheit erregten. Zu Beginn dieses Monates machte der Chef dem jungen Mann die Mitteilung, daß er seinen Gehalt erhöhen werde. Herr M. begann am ganzen Leibe zu zittern und erklärte, falls dies geschehe, sein Amt verlassen zu müssen. Erstaunt fragte der Bankier um den Grund dieser seltsamen Weigerung und M. sagte: „Ich habe meiner Geliebten versprochen, sie zu heiraten, falls meine Lage sich bessern sollte; da ich aber nicht gesonnen bin, dies zu thun, hingegen mein Wort halten wollte, bitte ich inständigst, mich in meiner jetzigen Stellung zu belassen."

Druckfehlerteufel. . . . Und in den glänzenden Ballsaal trat Johanna ein, die stolz aufgeblähte Jungfrau.

Buchstaben-Krebsworträtsel.

Daß das Drängen nun verstumme
Ob des Kaufs, ist hier die Summe.
Nenn' es Summe nicht, nein nenn' es
Anders — von dem Kopf dann trenn' es
Für ein n, und rückwärts lesen,
Sagt dann, was der Kauf gewesen.

Fest-Aufgabe von J. H.

A	C	D	E	E
E	E	G	G	H
I	K	L	M	N
N	N	N	R	S
U	U	U	Ü	Z

Die in obigem Quadrat enthaltenen Buchstaben sind in derselben Form so zu ordnen, daß sie, oben angefangen, in fortlaufender Reihenfolge unsern geschätzten Lesern einen Neujahrsgruß ausdrücken.

Zweisilbige Scharade.

Wer niemals Trunkenbolde sah,
Bemüh' sich nach Amerika:
Leicht trifft man viele derer,
Die für die letzte Silbe dort
Die erste freudig geben fort.
Das Ganze trifft man schwerer.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.